In freier Stunde

Der Freibauer

Roman von Gustav Schröer

(5. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Ihre wunderbare Gabe entdeckte sie, als Ecken-Riedels Fritz sich vor Zahnschmerzen nicht zu helfen wußte und vom Doktor sich nicht helfen lassen wollte. Sie sagte zu Fritz: „Wir wollen es doch mal versuchen; nutzt's nichts, dann schadet's auch bestimmt nichts."

Dabei legte sie ihre Hand an die kranke Stelle im Kiefer, murmelte geheimnisvolle Worte, strich dreimal in Kreuzesform darüber hin und — Fritzens Zahnschmerzen waren weg. Seitdem „vertat" sie. Von weit und breit kamen die Menschen und holten sie dahin zu einem kranken Menschen, dorthin zu einem kranken Stück Vieh.

Seitdem Anna Dorothea später bei einem Umbau im Hause ein geheimnisvolles Buch — es war geschrieben, nicht etwa gedruckt — halb verräuchert in der Ecke neben dem alten Schornstein gefunden hatte, war ihr nichts mehr unmöglich.

Das war es, wonach sie sich lange vergeblich gesehnt hatte. Da standen drin: Himmelsbriefe, Brandbriefe, Mittel, die Diebe am Freitage fest zu machen und dergleichen herrliche Sachen mehr. Ob das Buch wohl verkäuflich gewesen wäre, vielleicht an einen, der ein kulturhistorisches Interesse daran gehabt hätte? Nicht um ein Königreich, nicht um die Welt!

Ja, wenn das Buch auch nur einmal des Teufels Namen erwähnt hätte, Anna Dorothea hätte es mit spitzen Fingern in den glühenden Ofen geworfen, aber was man nach den Anweisungen des Buches tun konnte, mochte es sein, was es wollte, alles geschah im Namen Jesu. — Die Frau hätte Gelegenheit gehabt, das Kartenschlagen zu erlernen. Es spricht sich bald herum, wenn irgendwo im Lande eine Geistes-Gewaltige wohnt, und da wagt sich so allerlei heran. So kam auch ein verhutzeltes Weiblein und wollte ein Tauschgeschäft machen. Sie wollte Anna Dorothea das Kartenschlagen lehren und von ihr allerlei andere Weisheit dagegen eintauschen.

Ganz gegen die Art der Kartenschläger ließ sich die Fremde nicht erst mit der Botin in ein wohlgemeintes Gespräch ein, — um dies und das zu erfahren und dann kühn zu folgern und zu verbinden, nein, sie ging frisch an das Werk, offenbar weil sie sich bei ihresgleichen fühlte, und schlug Anna Dorothea die Karte.

Christian saß in der Ecke und beobachtete sein Weib. Die verzog keine Miene, auch dann nicht, als ihr die Frau die wunderbarsten Dinge prophezeite und ihr dringend riet, in der Lotterie die Nummer 4646 zu spielen. Der Botin Ruhe brachte die Kartenschlägerin in Eifer, aber schließlich muß auch der beste Quell einmal versiegen.

„Bist du fertig?" fragte Anna Dorothea mit erhabener Ruhe.

„Ja."

Da ging die Botin nach der Tür, machte sie weit auf und sagte, hinauszeigend, nur das kurze Wort: „Hier!"

Christian und die Bucklige waren sprachlos.

„Raus!" sagte Anna Dorothea mit erhobener Stimme, „raus, oder . . ." und sie schien zu allem fähig zu sein. Ihre Stimme aber erhob sich zu gewaltiger Größe: „Hast du ein einziges Mal unseren Herrn und Heiland genannt? Einmal ist wenig, aber hast du das getan? Nein, nicht einmal. Und da soll das Kartenlegen kein Teufelszeug sein? Wenn ich etwas tue, so kommt der Name Jesu nicht aus meinem Munde. Aber ich kann auch etwas!"

Mit spöttischem Lächeln hatte das Weiblein sein Bündel wieder umgehängt und die Karten eingesteckt. Sie stand in der Tür, die Hand auf der Klinke. „Bleib' du so, wie du bist, du brauchst gar nicht dümmer zu werden! Du Schaf!" sagte sie mit dem überlegenen Lachen des eingebildeten Schwindlers und ging hinaus.

Die Botin stand groß da vor ihrem Manne. „Das wäre mir so das Richtige," sagte sie, „immer alles hübsch mit dem lieben Gott oder gar nicht."

Christian aber, der trotz seines Enakskörpers nicht allzuviel Grütze im Kopfe hatte, murmelte: „Ja, ja." Und weil Anna Dorothea das Lesen nicht konnte, holte er, ihrem Wunsche nachkommend, das geheimnisvolle Buch aus dem Wandschrank und las vor „Wider das Rotlaufen". Und er las und las, bis Anna Dorothea das Kapitel auswendig wußte. So lernte sie allmählich das meiste dessen, was in dem kostbaren Buche stand.

Bei dem Studieren kam man auch zu Himmelsbriefen und Brandbriefen. Christian erinnerte sich, daß schon 1813 der Johann Kniesen, den er noch gekannt und der die Schlacht bei Leipzig mitgemacht, einen Himmelsbrief bei sich getragen hatte.

„Wenn wir nur das Buch ein halbes Jahr eher gefunden hätten," — seit dem Uebergange nach Alsen war es gerade so lange her — „der Krausen Ernst, den sie im Kriege erschossen haben, der lebte noch," meinte die Botin, und ihr menschliches Mitgefühl war tatsächlich in diesem Augenblicke mindestens ebenso so stark als das Bedauern über entgangenen Verdienst.

„Vielleicht kann man es noch einmal brauchen," entschied Christian, „man kann es nicht wissen."

„Ja, aber das ist nichts für mich," bedauerte sein

Weib, „denn du hast doch vorgelesen: aufzuschreiben und auf der Brust zu tragen.“

„Hm, hm,“ bemerkte Christian.

Doch es wäre lächerlich gewesen und ein schlechtes Zeugnis für Anna Dorotheas regen Geist, wenn sie keinen Ausweg gefunden hätte.

Soll ich wirklich das Schreiben noch lernen? fragte sie sich, und sie entschied: nein; denn dazu bin ich zu alt. Soll Christian die Sache in die Hand nehmen? Um Gottes willen, der hat kein Geschick! So wälzten sich die Gedanken eine ganze lange Nacht in ihrem Kopfe, und sie war im Begriff aufzustehen. Da, zwischen Bettrand und Außenwelt, da kam ihr die Erleuchtung. Es war tatsächlich eine Erleuchtung.

„Christian!“ Christian grunzte im Halbschlafe „He, Christian, so höre doch!“

Christian richtete sich halb auf, guckte sich blöde um, und da es nirgends brannte, wollte er sich wieder hinlegen.

Das entfachte Anna Dorotheas Zorn. Die Verteilung war denn doch zu ungerecht: sie sann für zwei, und ihr Mann schlief für zwei. Sie fing an zu schimpfen, kniff Christian, zupfte ihn und brachte ihn endlich so weit, daß er in plumper Wut rief: „Na, für'n Donnerwetter, bist du denn albern worden?“

„Christian, ich hab's,“ das war alles, was sie sagte, aber es klang triumphierend.

„Was denn?“ Christian war munter und auch über das Attentat auf seinen Morgenschlaf beruhigt.

„Was denn?“ ahmte sein Weib ihm nach. „Wir wußten doch gestern nicht, wie wir's mit den Himmelsbriefen machen wollten. Jetzt habe ich's. Du schreibst sie vorrätig, und wenn wir sie brauchen, sind sie da.“

„Hm, wieviel denn?“

„Das weiß ich noch nicht.“

Christian seufzte. Wenn er an die große, ihm bevorstehende Arbeit dachte, ward es ihm doch ein bißchen ängstlich zumute; denn seine Feder ging weit langsamer als seiner Anna Dorothea Mundwerk, und es würde ihr gewiß zu lange dauern. Aber Christian war kein Freund von vielem Nachdenken, so legte er sich denn auf die andere Seite und war bald darauf wieder allem irdischen Leid entrückt.

Als ihn sein Weib zum zweiten Male weckte, da strömte lieblicher Kaffeeduft durch das Haus. Die Sonne blinkte auf der goldgeränderten Schale, und in stiller Ergebung erfuhr Christian den Beschluß, daß er für jeden im Dorfe, der Soldat gewesen war, einen Himmelsbrief vorrätig schreiben müsse. Bis dahin war Anna Dorotheas Weisheit schon am frühen Morgen gediehen.

Und Christian lernte schreiben wie ein Notar. Wie ein treibender, guter Geist — meist war Christian allerdings von dessen Güte nicht gerade überzeugt — stand sein Weib hinter ihm. Als das Frühjahr 1866 anbrach, lagen elf Himmelsbriefe fix und fertig da. Soviel Soldaten hatte das Dorf zu stellen.

Gesprächsweise verstand Anna Dorothea die Notwendigkeit der Himmelsbriefe den Nachbarfrauen klarzumachen. Die sorgten, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, für Verbreitung der frohen Botschaft — das wußte die Botin genau. Auch auf ihren Geschäftsgängen nach auswärts kam hier und da die Rede darauf. Längst verstaubte Erinnerungen wurden aufgefrischt, und mancher entdeckte, daß auch er schon von Himmelsbriefen gehört, daß sie der und jener seiner Zeit getragen habe, und wenn sie nun endlich wiedergefunden seien, so sei das ein großer Segen für die Menschheit.

Noch bevor Preußen mobil machte, kam eines Abends Krausens Karoline heimlich zu der Botin und brachte nach allerhand Abschweifungen das Gespräch glücklich auf die Himmelsbriefe. Ganz nebenbei fragte sie auch nach dem Preise eines solchen Wertstückes.

„Was ein Brief kostet, ja, das kann ich dir nicht sagen,“ erklärte die Botin, „du mußt doch selber wissen, was dir dein Karl wert ist. Ich habe Briefe besorgt nach Lanzenbach, nach Doberwitz, nach Treisendorf und habe je nachdem bis drei Taler bekommen.“

Anna Dorothea log ein wenig. Daß sie die Briefe besorgt hatte, stimmte, der Preis aber war als Anreiz zu hoch angegeben.

„Drei Taler,“ das fuhr der Nachbarin doch in die Nase. Drei Taler waren ja ein bedeutendes Kapital, und die Besucherin konnte bei solcher Forderung nicht mit ihrer Entrüstung zurückhalten. Das war sie von vornherein allen denen schuldig, die nach ihr kamen.

„Du bist wohl närrisch geworden, Anna Dorothea,“ fuhr sie laut auf. „Meinst du denn, unsereinem fiele das Geld zur Feueresse herein? Drei Taler! Drei Taler ist doch so ein Stück Papier nicht wert!“

„Wie kannst du das sagen. Mache es doch nach!“ Die Botin war seelenruhig.

„Drei Taler kann ich dir wirklich nicht bezahlen.“

„Wer hat denn gesagt, daß du es bezahlen sollst? Ich habe gesagt, ich hätte es gekriegt, nicht: du sollst es bezahlen. Was!“

„Das stimmt. Na, was verlangst du denn von unsereinem? Tun möchte man doch auch gerne was. Es ist ja freilich, . . . na, hilft es nicht, dann schadet es auch nicht.“

„Das hilft schon,“ warf die Botin ein, „ich bin keine Lügnerin, und mein Christian lügt auch nicht, und was die Alten gekonnt haben, machen wir ihnen heute nach. Unser ganzer Kram aber wäre nichts, wenn ich das Buch nicht hätte. Es stammt vom alten Riedels Heinrich, und was der gekonnt hat, das wissen wir alle noch.“

„Freilich, freilich, na wieviel willst du denn haben?“ sprach da die Nachbarin sanft, um die Gewaltige nicht noch mehr aufzuregen.

„Haben?“ sprach Anna Dorothea, „ich habe noch nie etwas gefordert. Das darf ich auch gar nicht, aber unter einem Taler geht kein Brief aus dem Hause, das weiß ich.“

Krausen Karoline machte ein recht bedenkliches Gesicht. „Nicht unter einem Taler,“ das hieß: einen Taler und sonst noch was nebenbei. So wickelte sie denn seufzend ein Stück Speck aus dem Tuche, das sie unter dem Arme trug — sie hatte geglaubt, den Brief dafür bekommen zu können —, reichte es Anna Dorothea und sagte: „Den Taler bringe ich morgen oder übermorgen.“

„Es ist schon gut und schön Dank auch,“ antwortete die Botin, nahm schweigend einen Brief aus dem Wandschranke, reichte ihn der Nachbarin und sagte: „Umhängen.“ Dabei machte sie eine Bewegung, als ob sie sich etwas um den Hals hänge.

Die Verhandlung, die im Botenhause mit der Frau Krause stattgefunden hatte, wiederholte sich noch oft. Christian mußte noch tüchtig schreiben; denn auch nach den Nachbardörfern war der Absatz nicht unbedeutend.

Von denen aber, die mit Himmelsbriefen in den Kampf zogen, fielen aus der Nachbarschaft Rehbachs, dem Wohnsitze der Botin, zwei Streiter.

Als man Anna Dorothea darum befragte, antwortete sie: „Ja, das kann ich doch nicht wissen, wie das kommt. Seht doch hin, aus Rehbach ist keiner geblieben, und es waren elf fort.“ Da sie mit ihrer letz-

ten Behauptung recht hatte, so war man nach wie vor von der Gewalt ihrer Schriften überzeugt und vermutete als Grund für das Schicksal der zwei Gefallenen subjektiven Unglauben.

1870 wiederholte sich, was 1866 bereits getan worden war. Der Ecken-Riedel, der sechsundsechzig seine junge Frau fast geprügelt hätte, als sie ihm mit dem Himmelsbriefe bis an das Tor hinaus nachlief, und der ihn dann widerwillig einsteckte, sagte 1870 kein Wort darüber. Als er seine Papiere zusammensuchte, ging er stillschweigend an die Lade, nahm aus dem Beikasten den zerknitterten Zettel, auf dem Christians Krähenhaken standen, steckte ihn ein und dachte: wenn ich nur wieder heimkomme zu meinen vier Kindern!

Als nach 1870 der Kaufmann Schilling aus der Nachbarstadt gelegentlich von den Himmelsbriefen hörte, da sagte er im Wirtshaus zu Rehbach einmal: „Es ist eine Schande für deutsche Männer, sich mit derlei Kram abzugeben. Eine Feigheit ist es, eine erbärmliche, jammervolle! Gewiß wäret ihr geflohen, wenn ihr nicht die Himmelsbriefe in der Tasche hättet knittern hören. Schämen müßt ihr euch, die ihr deutsche Männer sein wollt!“

Die Rehbacher aber hatten die Köpfe zusammengesteckt und nichts gesagt.

Groß aber fuhr der Kaufmann fort: „Ich war auch dabei, aber so ein Ding mitzunehmen, hätte ich mich geschämt.“

Da stand Merten Ernst auf.

„Du warst dabei?“ Er nannte alle Menschen du. „Du? Wo warst du denn dabei?“

„Bei Weißenburg, bei Sedan und so weiter.“

„Lüg' nur und so weiter, du großmäuliger Tütendreher! Ich habe dich gesehen bei Weißenburg. Dabei warst du, aber bei der Bagage, du Großmaul! Und bei Sedan warst du auch. Weil du ein bißchen mit der Feder fort konntest, hast du geschrieben und bist immer hübsch hinterdrein getrampelt, wenn wir die Arbeit gemacht hatten. Und der Himmelsbriefe wegen, da halt das Maul! Ob die gut sind oder nicht, das ist unsere Sache. Laß du jeden bei seinem Glauben; solche Sorte wie du hat gar keinen. Wenn du aber noch einmal von Feigheit redest, dann wollen wir es dir weisen, was die Rehbacher können.“

Martins August streifte schon die Hemdärmel auf.

Herr Schilling wollte einlenken: „Ich weiß ja, Sie sind“ . . .

(Fortsetzung folgt)

Hein Roses Blumengarten

Von Dörte Friedrich

Hein Rose fuhr schon viele Jahre auf dem alten ehrlichen Frachter, der zwischen Hamburg und Südamerika hin und her fuhr. Das Wasser war sein Element, und er hätte es wohl auf dem Festlande nirgends länger ausgehalten als wenige Wochen. Sein Gesicht war vom Wetter braun, faltig und hart geworden, aber sein Herz war weich wie Butter.

Hein kam nicht vom Wasser los, aber seine Sehnsucht nach dem Festlande war vielleicht gerade deswegen so groß. Er träumte immer von einem kleinen Häuschen mit einem Garten davor, irgendwo bei Altona, von einer guten Frau und gesunden Kindern.

Aber jedesmal, wenn er auf Urlaub ein Häuschen nach seinem Wunsche sah, dann hielt es ihn doch nicht an Land. Sein Erspartes hätte schon lange zu einem solchen Kauf gereicht.

Als Ersatz für seine Sehnsucht hatte Hein Rose in seiner Koje einen kleinen Blumengarten in Töpfen angelegt. Da blühten Erika, Pelargonien und Fuchsien. Hein pflegte sie mit Inbrunst. Dieser Blumengarten war ihm zur zweiten Heimat geworden.

Eines Tages sah Hein in Hamburg die junge Witwe Fiete Warnhagen. Sie war Besitzerin der Kneipe zum „Engel“ und ein dralles Ding, dreiunddreißig Jahre alt und sehr gut aussehend. Alles, was sie tat, hatte Hand und Fuß, und Hein war begeistert.

Trotz seiner sonstigen Schüchternheit sagte er Fiete davon.

„Ne Frauensperson wie Sie soll nicht ohne Mann sein. Na, ich will mich kurz fassen. Wenn wir von der nächsten Fahrt zurückkommen, dann wollen wir davon sprechen. Ist es recht so?“

Fiete Warnhagen wurde ein bißchen rot, aber dann nickte sie.

Und als Hein aus der niedrigen Tür schritt, sah sie ihm lange nach.

Die nächste Fahrt war für Hein ein reines Glück. Er mußte immer an Fiete denken, und als der Steuermann ihm auch von seiner Braut erzählte, da hatte er sogar Verständnis.

„Du kennst sie, Hein?“

Hein wurde aufmerksam.

„Ich kenne sie?“

Der Steuermann sah ihn nicht an, als er nun sprach. In solchen Sachen sind Seeleute sehr komisch.

„Du hast doch sogar für mich gesprochen. Ja, du bist ein schlauer Fuchs, der die Dinge sieht, wenn sie noch im Wachsen sind. Du hast es gleich bemerkt, daß wir uns gut sind, und du hast ihr zugeredet. Und wenn wir von der nächsten Fahrt kommen, sollst du unser Trauzeuge sein.“

Hein Rose fühlte, wie eine kalte Hand ihm an das Herz faßte.

„Von wem sprichst du denn?“

„Von der Fiete natürlich. Du hast doch mit ihr gesprochen. Sie hat es mir wiedergesagt und hinzugefügt, daß du ein feiner Kerl bist. So eine Art Brautwerber. Ja, du bist wirklich ein feiner Freund.“

Hein Rose ging in seine Kabine. Das erste, was er tat, war, daß er die Myrthe, die er gepflanzt hatte und die einst Fietes Brautschleier zieren sollte, aus dem Topf riß und in den Eimer warf. Dann warf er sich auf das Bett und begann wie ein kleiner Junge zu heulen.

Bisher hatte Hein noch nie einen Menschen gehaßt. Aber jetzt glaubte er, den Steuermann hassen zu müssen. Er war das Opfer eines Irrtums geworden, und Fiete hatte angenommen, daß er nicht für sich, sondern für den Steuermann gesprochen hatte. Heins Gedanken wurden schwarz. Ja, wenn der Steuermann nicht wäre . . .

Am nächsten Tage mied er ihn geflissentlich. Und der Steuermann merkte wohl, daß da etwas nicht in Ordnung war. Aber er fragte nicht danach. Er dachte wohl, daß Hein seine eigenen Gedanken hatte.

Hein aber dachte unausgesetzt daran, was wohl sein würde, wenn er zurückkäme, und wenn der Steuermann fehlte. Dann würde vielleicht Fiete ihren Sinn auf ihn lenken, und er würde wieder Myrthe pflanzen und einige Rosen dazu. Und dann würde er vor sie treten und sie bitten, seine Frau zu werden.

In solchen Gedanken ging die Fahrt dahin.

Eines Nachts erhob sich ein Sturm, der sich zum Orkan steigerte. Alle Mann mußten an Deck. Der Sturm peitschte die Wellen über die Planken und die Männer mußten sich festhalten, um nicht über Bord gespült zu werden. Neben Hein Rose arbeitete der Steuermann.

Und plötzlich wurde der Steuermann von einer Welle erfaßt und über Bord gespült.

Heftig gingen die Gedanken durch Heins Hirn. Wenn er jetzt schwieg, dann war vielleicht der Weg zu Fiete frei. Aber war nicht der Steuermann sein Kamerad? Sonderbar, in diesem Augenblick fielen ihm seine Blumen ein. Wenn er jetzt schwieg, dann konnte er keine Blume mehr anfassen, dann war es, als wenn die Blumen sich von ihm wenden müßten, weil an seinen Händen Blut war. Nein, er durfte den Kameraden in keinem Falle im Stich lassen.

„Mann über Bord!“

Wenige Sekunden waren vergangen.

Die Mannschaften waren trotz des Sturmes zur Stelle.

Klar und sachlich übernahm Hein Rose den Befehl über das Rettungskommando.

„Scheinwerfer an!"

Man suchte das Wasser ab. Zum Glück brach sich in diesem Augenblick die Gewalt des Sturmes.

Der Mann am Scheinwerfer fand endlich den Steuermann, der mehrere hundert Meter weit abgetrieben war. Er kämpfte wie ein Verzweifelter gegen das Element.

„Boot klar!"

Hein stieg als erster in das Boot.

Und dann kämpften sie sich durch, und endlich konnten sie den Steuermann ins Boot nehmen. Er war bereits ohnmächtig, sie hätten nicht später kommen dürfen.

Dann lag der Steuermann in seiner Kabine, und Hein stand neben ihm.

„Wenn wir nach Hause kommen, dann wirst du unser Trauzeuge sein," sagte er, „Fiete wird sich freuen."

„Ja?" sagte Hein, „Fiete wird sich freuen, Kamerad."

Dann geht Hein fort und pflanzt wieder eine Myrthe ein, für die Frau des Kameraden.

Nach einem Jahr denkt Hein auf jeder Fahrt an die Heimat. Frau Fiete und der kleine Hein warten auf den Onkel Hein, der immer etwas mitbringt. Wo die beiden wohnen, da ist auch seine Heimat. Und in der Koje sind keine Blumen mehr, die stehen jetzt in Frau Fietes Wohnzimmer am Fenster.

Onkel Heins Patenkind, das noch nicht sprechen kann, sieht sie wohlgefällig an, und die Mutter sagt dazu:

„Guck, min Seuter, guck. Und werd man so wie Pappi und Onkel Hein, die sünd zwei gute Kameraden . . ."

Stimme über dem See

Von Klaus Hellmut

Die Fenster des Hotels am See stehen offen. Abendluft streicht über den südlichen See vor dem Wall der Alpen.

Der See liegt von mildem Licht überflossen. Erste Stimmen steigen über seinen blanken Spiegel auf. Wenige andere erheben sich zögernd aus den vereinzelt im Abenddunkel über den See gleitenden Booten.

Aus dem Singsanglärm schwingt sich an diesem Abend siegreich eine Stimme auf. Sie ist klanggesättigt und voll Glut und Kraft. Sie setzt sich gegen alles durch, was in Regellosigkeit auf dem dunklen Voralpensee die Stimme erhebt.

Die Stimme schwillt an. Die übrigen halten inne wie betroffen. Und so tönt bald nur die eine, große, prächtige Stimme. Siegreich wie sie aus dem Dunkel aufstieg, so siegend ist ihre Macht.

„Eine herrliche Stimme!"

„Ganz phänomenal!"

Die Gäste im Hotel lauschen mit sichtlichem, vielfach vorgetäuschtem Verständnis der großartigen Stimme.

„Ein berühmter Sänger offenbar!"

„Ein zweiter Caruso!"

Erneut steigt die Stimme über dem gespenstischen Seedunkel auf und erfüllt das Seebecken. Eines gnädigen Gottes Laune schuf verschwenderisch sowohl diese Landschaft wie die köstliche Stimme jenes auserwählten Sängers.

Wer mochte der Begnadete sein?

Die Neugier wird gestillt. Der Ober ist auf die Fragen der vornehmen Gäste vorbereitet. Er weiß alles, auch dies:

„Ein einfacher Fischer singt auf dem See. Er ist meist unterwegs mit dem Boot. Selten singt er abends auf dem See. Er heißt Andreas. Jeder kennt ihn am See."

„— — Das wäre eine unverzeihliche Torheit!" ruft da laut eine Stimme über die Terrasse.

„Torheit!" geht ein Echo gebietend.

*

Durch diesen Ausruf steht am folgenden Mittag der junge Fischer Andreas — einen anderen Namen wußte der gut unterrichtete Ober nicht — vor dem deutschen Intendanten. Andreas ist ein junger, breitschultriger, tiefgebräunter Mann mit seltsam regelmäßigen, angenehmen Gesichtszügen. Es scheint, als weiß das Gesicht von mehr zu erzählen als vom Fischfangen auf dem See.

Andreas bezeigt sich nicht verwirrt und wartet gelassen ab, was ihm der Theatergewaltige mitzuteilen hat.

„Man hat mir gesagt, daß Sie es gewesen sind, der gestern abend auf dem See mit seiner Stimme alles zum Schweigen brachte."

Der Fischer Andreas lächelt und schiebt die Schulter ratlos ein Stück hinauf.

„Dafür kann ich nicht, Herr. Ich singe wie die anderen."

„Wollen Sie sich ausbilden lassen? Sie haben die glänzendsten Aussichten. Ich bin bereit, Ihre Ausbildung zu übernehmen und biete Ihnen zunächst . . ."

Schiffer Andreas hört den Intendanten ruhig an und schüttelt dann mit leisem, überlegenem, doch merkwürdig verlegenem Lachen den Kopf.

„Nein, Herr, ich bleibe lieber auf dem See."

„Was kann Ihnen der See und das Herumfahren nach Fischen bedeuten — — —"

Die Augen Andreas' funkeln. Seine Arbeit darf niemand schmähen. Singen fällt leicht — aber der Dienst auf dem See — ha — das kann nicht jeder!

Erschreckt hält der Intendant inne, um dann gütig zuredend auf andere Weise den Sänger im Interesse der Kunst, wie er sagt, zu gewinnen.

„Sie dürfen Ihr Glück so unüberlegt nicht von sich stoßen! Millionen würden Sie beneiden! Ahnen Sie das nicht?"

Der Fischer Andreas weiß es nicht zu beurteilen. Er kennt die Welt draußen nicht, sieht das Glück nicht, weiß nur von den geputzten Menschen, die vom Frühjahr bis tief in den Herbst — so faßt er es auf — faul herumliegen. Dazwischen paßt er nicht, er braucht Arbeit, muß die Glieder ordentlich bewegen dürfen.

Der Intendant rennt im Zimmer auf und ab.

„Sie können viel Geld mit Ihrer Stimme verdienen, Mann!! — Ich will Ihnen etwas sagen: Ueberlegen Sie sich meine Vorschläge. Kommen Sie übermorgen abend wieder!"

Der Fischer Andreas lächelt, als er in die wohlgepflegte, weiße Hand des fremden Herrn einschlägt. Viel Geld — nun ja, ganz gut. Was er auf dem See verdient, könnte mehr sein, wahrhaftig! Aber nur singen —?

Mit einem Lächeln auf den Lippen geht er.

*

Und mit diesem Lächeln sieht der Intendant den Fischer Andreas vor sich, als an diesem Abend wiederum die klanggesättigte Stimme alles, was im Seedunkel zu singen begonnen hat, zum Schweigen bringt.

Dieses Lächeln ist das Kennzeichen eines gefestigten, sicheren, seiner Sache gewissen Menschen, sagt sich der Intendant in rechtzeitiger Erkenntnis. Nicht bedenkenreiche Aengstlichkeit vor dem Ungewissen des Weges, für ihn, den einfachen Fischer, eher das Leben zwischen zarthäutigen Menschen mit verfeinerten Sitten, hat den jungen Fischer abgehalten, auf das Angebot des fremden Herrn einzugehen.

So reist Intendant X. nach einigen Tagen vergeblichen Wartens nicht enttäuscht darüber, daß Andreas seinem Rate nicht folgte, vom Seegestade ab — — Und unbekümmert, keineswegs im Gleichgewicht gestört durch ein verlockendes Angebot aus der „großen" Welt, tönt weiter gelegentlich des Abends seine herrliche Stimme über den See. Und sie bedeutet für eine kleine, dadurch vielleicht in dieser Hinsicht vollkommene Welt — Glück —.

Zeitschriften

Der Deutsche Student. Amtliche Monatsschrift der Deutschen Studentenschaft. Oktoberheft 1934. Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1. Einzelheft Rm. —.60, vierteljährlich 1.80.

Ein großer Aufsatz des Reichsführers Feickert leitet das Oktoberheft ein. Die Arbeit der DSt. im kommenden Semester wird demnach bestimmt einmal durch die energische Wendung zur wissenschaftlichen Arbeit, dann durch die konsequente Durchführung der kameradschaftlichen Erziehung. Der Wortlaut der neuen Verfügung betr. Kameradschaftserziehung ist dem Aufsatz angefügt. Der Aufsatz „Wir blasen zum Sammeln" von G. Drescher enthält eine Darstellung von Idee und Aufgaben der Hochschulkreise, die als Mittler zwischen Hochschule und Landschaft eingerichtet werden sollen. Ein sehr interessanter Artikel von Dr. Hans Beyer stellt einmal gegenüber der katholischen, der faschistischen und der idealistischen Mißdeutung des Begriffes „Volk" klar heraus, daß uns heute nur eine lebendige, politische Auffassung von Volk und Volkstum weiterführt. Es folgen dann recht interessante Berichte über die internationale Zusammenarbeit der jungen, revolutionären Studentenschaften Europas: ein kurzer Aufsatz über das verflossene Jahr der „Internationalen studentischen Liga für Neugestaltung Europas", „Deutsche Fahrt in Bulgarien" und „Rumänische Studenten in Deutschland". Ein Aufsatz über den Leidensweg des Memellandes mahnt uns an ein Stück deutschen Schicksals, das wir heute im Drang der großen Ereignisse zu leicht vergessen.